Indiana Tribüne.

Erscheint Täglich und Sonntags.

Die tägliche „Tribüne" kostet durch den Träger 7 Cents per Woche, die Sonntags-„Tribüne" 5 Cents per Woche. Beide zusammen 15 Cents oder 65 Cents per Monat. Per Post außerhalb der Stadt zugeschickt in Vorausbezahlung $5 per Jahr.

Office: 18 Süd Alabama Straße.

Indianapolis, Ind., 13. Februar 1899

Auch ein Flotten-Jubiläum.

Jüngst war ein hundertjähriger Gedenktag, welchen das jetzt so viel beschäftigte amerikanische Volk sogut wie unbeachtet gelassen hat, obwohl die Ereignisse der letzten paar Monate ihm auch für Andere, als für Erforscher unserer Landesgeschichte, ein gewisses Interesse verliehen haben. Am 3. Februar waren es nämlich genau 100 Jahre, daß ein amerikanisches Kriegsboot den ersten Schuß gegen einen auswärtigen Feind abfeuerte,— denn Großbritannien war ja, streng genommen, beim Beginn des Revolutionskrieges noch kein auswärtiger Feind, sondern der erste Krieg auswärtigen Characters mit England war der von 1812, von welchem aber hier keine Rede sein soll.

Dieser erste Schuß wurde auf einen französischen Feind abgefeuert, und er traf so gut, daß kein zweiter nöthig war, um das betreffende Schiff zum Sinken zu bringen. Die zugrundeliegende Geschichte war folgende:

Das Directorium, welches 1798 über Frankreich regierte und nicht aus erfahrenen Staatsmännern bestand, machte sich damals den Ver. Staaten auf verschiedene Weise lästig und unangenehm. Es wollte haben, daß Amerika — sozusagen aus Dankbarkeit für die Dienste von Lafayette u. s. w. — den Kampf mitaufnehmen sollte, der sich damals mit England entsponnen hatte, und für welchen die Ver. Staaten indirect mit verantwortlich gehalten wurden. Davon wollte die amerikanische Regierung jedoch nichts wissen. Darauf verlangte das Directorium von den Ver. Staaten financielle Kriegs-Unterstützung. Auch diese wurde verweigert, und darauf begann eine Art Plänkeltrieg zwischen den beiden Nationen.

Französische Freibeuter eröffneten denselben, indem sie mehrere amerikanische Kauffahrteischiffe caperten, und die Amerikaner fanden es für nöthig, den Franzosen „eine Lektion zu ertheilen." Die Amerikaner hatten ja eine ganz neue Flotte, die manche der leistungsfähigsten Schiffe ihrer Art umfaßte, obwohl keines derselben viel größer war, als gewöhnliche Fregatten. Diese Flotte brach nach den Westindischen Gewässern auf, wo sich die Rempeleien größtentheils abspielten.

Interessant ist auch die Thatsache, daß zu jener Zeit amerikanische und britische Kriegsboote infolge des französisch-britischen Krieges zwei- oder dreimal sehr nahe daran waren, irrthümlicherweise Feuer aufeinander zu eröffnen, da jede der beiden Partien die andere für eine französische hielt. Damit Solches nicht mehr vorkommen könne, einigte man sich auf eine Art privater Signale zwischen den amerikanischen und den britischen Kriegsschiffen. Zu einem Bündniß kam es jedoch nicht, obwohl Beide — bis jetzt das einzige Mal in der Geschichte — zur Zeit einen gemeinsamen Feind bekämpften.

Im Jahre 1799 waren zwei Geschwader amerikanischer Kreuzerboote im Felde. Das eine wurde vom Capitän Thomas Truxton, das andere von Capitän John Barry befehligt.

Das Flaggenschiff des letzteren Geschwaders, eine sehr gute Fregatte, lag am Morgen des 3. Februar 1799 unfern der Insel Martinique und wartete auf eine Gelegenheit zum Anbinden. Es dauerte auch nicht lange, so tauchte ein Boot von anscheinend französischem Modell am Horizont auf, und als der Tag heller geworden war, wurde in der That festgestellt, daß es ein französisches Freibeuter-Schiff war. Eine lebhafte Brise brachte es in den Bereich der amerikanischen Geschütze; bei den Segelbooten war natürlich der Wind der Hauptfactor. Als der Franzose die Gefahr bemerkte, wandte er das Boot sofort um und suchte, den Wind für sein Entkommen auszunutzen. Capitän Barry gab jetzt Befehl, einen Schuß abzufeuern, eigentlich nur, um zu zeigen, daß er es ernst meine. Ein Vierundzwanzigpfünder wurde abgeprotzt; die Geschosse solcher Geschütze waren kaum größer, als diejenigen der 13-zölligen Geschütze unserer Tage. Aber der Schuß traf, als wäre er vom Verhängniß selbst abgefeuert worden! „Amour de la Patrie" — dies war der melodische Name des französischen Freibeuter-Bootes — füllte sich unheimlich rasch mit Wasser und begann zu sinken. Man bemerkte von der amerikanischen Fregatte aus die schreckliche Panik auf dem Caperschiff und traf schleunig Rettungsvorkehrungen. Die Freibeuter waren dermaßen außer sich, daß sie nicht direct mit den Booten der amerikanischen Fregatte weggebracht werden konnten; sie sprangen Alle (80 Mann) über Bord, wurden aber sämmtlich gerettet.

Mit diesen Gefangenen fuhr Capitän Barry nach dem französischen Hafen Quadeloupe, wo sich eine Anzahl gekaperter amerikanischer Kauffahrteischiffe befand. Er hoffte, einen Austausch der Gefangenen bewerkstelligen zu können, um so mehr, als er unterwegs noch ein französisches Caperboot weggenommen hatte. Aber diese Erwartung erfüllte sich nicht. Die Behörden von Quadeloupe zogen eine weiße Flagge auf — und gaben dann Feuer. Barry fuhr um den Hafen herum und zahlte fort und fort in gleicher Münze. Resultatlos, obwohl ruhmvoll, fuhr er wieder ab, nachdem er ziemlichen Schaden gethan.

Ein klares Auge,

klare Haut, ein klarer Kopf, ein klares System — sind die Segnungen, welche das Karlsbader Sprudelsalz Euch beschert.

Theilweise ist dies seiner reinigenden, purificirenden Wirkung auf das Blut, anderntheils seinem lösenden, kräftigenden, stimulirenden Einfluß auf die Leber, Nieren, den Magen und die Eingeweide zuzuschreiben. Es versetzt diese in natürlicher Weise wieder in einen gesunden, natürlichen Zustand.

Man lasse sich nicht von gewissenlosen Händlern täuschen, welche versuchen, Euch eine Mischung von Seidlitz-Pulver oder Glauber-Salz als verbessertes ("improved") Karlsbader Salz" oder „künstliches Karlsbader Salz, "German Salt" oder unter anderen Namen zu verkaufen.

Besteht darauf, den echten Artikel zu erhalten, der die Signatur „Eisner & Mendelson Co., Alleinige Agenten, New York", auf jeder Flasche haben muß.

Gesundheitliches von Fischen und Austern.

In neuerer Zeit werden auch immer mehr experimentelle Forschungen bezüglich der gesundheitlichen Bedeutung von Wasserthieren als Nahrungsmittel für den Menschen angestellt, und Vergleiche zwischen den einzelnen Gattungen dieser Nahrungsmittel gezogen. Man ist sich noch nicht in allen Punkten einig, obwohl dies im Interesse des ganzen Publikums, mit Ausnahme der strengen Vegetarianer, sehr zu wünschen wäre.

Oefter hatte man sich darüber gestritten, ob die Süßwasser- oder die Salzwasser-Fische die gesünderen seien; gegenwärtig herrscht in wissenschaftlichen Kreisen die Ueberzeugung vor, daß keine dieser beiden Gattungen an und für sich gesundheitlichen Vorzug vor der anderen verdiene, daß jedoch die Fische, die aus klarem, kaltem und tiefem Wasser kommen, im Allgemeinen gesunder seien, als diejenigen aus seichtem oder warmem Wasser.

Manche Fische, z. B. die bekannten Alosen oder Maifische („shad") sind gerade während ihrer Laichzeit im besten Zustand als Nahrungsstoff; aber die meisten anderen sind in dieser Jahreszeit weniger gesundes Nahrungsmittel, und manche sollten überhaupt nicht in dieser Zeit genossen werden, und werden es gewöhnlich auch nicht (da sie dann nicht so leicht erhältlich sind.) Uebrigens hat auch die Art, wie sie gefangen werden, gar nicht wenig mit den gesundheitlichen Werth der Fische zu thun.

Fische, welche an den Kiemen gefangen werden, und welche man im Wasser langsam dahinsterben läßt — wie dies z. B. gewöhnlich der Fall ist, wo Kiemen-Netze angewendet werden — gehen rasch in Zersetzung über und sind als Nahrungsmittel unbedingt gefährlich. Dagegen bleiben Fische, die sofort nach dem Fangen getödtet werden, gewöhnlich in festem Zustand und ertragen auch den Transport besser. Schade nur, daß der Consument, wenn er nicht die Fische aus erster Hand bekommt, nur höchst selten in der Lage ist, Solches und Anderes hinterher festzustellen! Doch können auch Solche, welche selber Fische fangen, eine Lehre daraus ziehen. Natürlich geht in kalter Jahreszeit die Zersetzung im Allgemeinen weniger rasch vor sich, als in der warmen; doch behält auch in ersterer das Gefangte seine Giltigkeit.

Was oben von der Gefährlichkeit mancher Fische in der Laichzeit gesagt wurde, trifft auch auf die Austern zu. Neuerliche umfassende Untersuchungen, welche bei uns bezüglich des Wachsthums und des Nährwerthes der Austern, und betreffs der sie heimsuchenden Schmarotzerthierchen und Krankheiten angestellt wurden, ergaben, daß Austern, wenn sie einmal aus dem Wasser genommen sind, sich außerhalb desselben ohnehin nicht gerade lange in gutem Zustand erhalten, häufig sich sogar rasch verschlechtern, und zwar infolge der gährungserzeugenden Wirkung bestimmter Bacterien, daß indeß Austern in der Laichzeit unter solchen Umständen noch viel schneller schlecht werden. Es wird daher von Manchen jetzt gänzlich davon abgerathen, Austern in dieser Zeit ihrer Entwickelung überhaupt zu genießen, und mögen auch die weitestgehenden Vorsichts-Maßnahmen dabei getroffen worden sein. Uebrigens fällt die Laichzeit in den Sommer, wo ohnedies der Austerngenuß eine geringe Rolle spielt, — indeß kann sie sich noch in den ersten neuen R-Monat, den September, hinein erstrecken.

Vom Nährwerth der Austern haben Manche noch immer eine etwas übertriebene Vorstellung, wie ja auch von denjenigen der Fische als „Hirn-Nahrung," oder von denjenigen der Eier. Indeß steht es fest, daß ein Quart guter, frischer Austern dieselbe Menge wirklichen Nahrungsstoffes enthält, wie ein Quart Milch, oder ein Pfund Rindfleisch, oder zwei Pfund Kabeljau („codfish"). Nicht allgemein ist dem Publikum ein, bei den Austernhändlern vorkommender Brauch bekannt, welcher mit der Steigerung des Aromas und auch der Erhöhung der Kosten zu thun hat. Es ist dies nämlich der sogenannte Mästungs-Prozeß, bei welchem die Austern mit der Schale auf etwa 48 Stunden entweder in Süßwasser oder in nur mäßig mit Salz versetztes Wasser kommen. Sie gehen dabei auf und erhalten einen höheren Verkaufswerth; auch ihr Nährwerth wird dabei gesteigert, — aber ihre Lebensdauer wird um ungefähr die Hälfte verringert, die Zersetzung erfolgt schnell, und sie werden daher eine gefährliche Speise, wenn sie nicht rasch weggegessen worden sind.

Schließlich sei noch einer bemerkenswerthen Erscheinung gedacht, nämlich des Grünwerdens von Austern. Man hat dies auf Krankheit, auf Schmarotzerthierchen, oder auch auf das Vorhandensein von Kupfer zurückgeführt. In neuerer Zeit wird jedoch erklärt, daß vielmehr in den meisten Fällen nur gewisse harmlose grüne Salzwasser-Pflanzen, von welchen sich die Austern mitunter nährten, damit zu thun hätten. In manchen anderen Ländern werden solche grüne Austern sogar vor den anderen bevorzugt.

Hörbare Kälte und Hitze.

Natürlich ist die obige Aufschrift nicht in dem Sinne aufzufassen, daß man die Wärme- und Kältegrade direct hören könne; denn obwohl die moderne Wissenschaft die verschiedenen Temperatur-Grade lediglich als verschiedengradige Schwingungen der Atome aller der betreffenden Körper erklärt, ist man noch nie im Stande gewesen, diese Atom-Schwingungen unmittelbar mit dem Gehör zu vernehmen, wie wir überhaupt von den Atomen als solchen gar nichts durch Erfahrung wissen.

Indeß ist es seit Kurzem möglich, die Wärme- und Kälte-Grade indirect mit dem Ohr wahrzunehmen, und zwar durch ihre Wirkungen auf eine einfache Draht-Rolle. Und die betreffende Vorrichtung kann bei allgemeinerer Anwendung noch einen großen praktischen Werth erlangen.

Diese Vorrichtung ist ein elektrisches Instrument, welches von Dr. G. C. Whipple erfunden wurde und Gelegenheit gibt, alle die verschiedenen Temperatur-Grade in einem gewöhnlichen Telephon-Schallbecher zu hören. Von außen sieht das Ding wie eine der kleinen Elettrisirungs-Batterien aus, welche in Krankenstuben benutzt werden. Von der einen Seite des Kästchens aus erstreckt sich ein sehr langer isolirter Draht, an dessen Ende sich eine kleine, freiliegende Draht-Rolle befindet, und von der entgegengesetzten Seite des Kästchens gehen Drähte aus, die einen Telephon-Schallbecher halten. Sobald letzterer an das Ohr gehalten wird, hört man sozusagen die Temperatur, welche in die Draht-Rolle „gefahren" ist.

Aber auch das Auge findet Beschäftigung. An dem besagten Kästchen befindet sich ein Zifferblatt angebracht, welches wie die obere Seite eines gewöhnlichen mechanischen Thermometers aussieht, aber mit einem beweglichen Zeiger versehen ist.

Angenommen z. B., es soll die Temperatur eines Eimers Wasser „gehört" werden. Zu diesem Behuf kommt die freiliegende Draht-Rolle in das Wasser, und der Beobachter hält den Telephon-Schallbecher an das Ohr. Zuerst vernimmt er einen stark summenden Laut; dies kommt daher, daß der besagte Zeiger sich zur Zeit nicht an der Ziffer befindet, welche die wirkliche Temperatur des Wassers angibt. Der Beobachter schiebt den Zeiger von Zahl zu Zahl; je näher dieser der richtigen Zahl kommt, desto schwächer wird jenes Geräusch, bis dasselbe schließlich ganz aufhört, sowie der Zeiger an der richtigen Zahl steht. Die Temperatur des Wassers ist jetzt genau bekannt.

Die praktische Bedeutung dieser Einrichtung besteht darin, daß sie es ermöglicht, die Temperatur von Räumen zu bestimmen, ohne daß man sich in dieselben zu begeben braucht. Einen guten Gebrauch kann man z. B. in großen Kühl-Lagerspeichern davon machen und thut es bereits in einer Reihe Fällen. Früher mußte man eine solche Kühl-Anlage beständig unter Hochdruck betreiben, weil es unmöglich war, die Temperatur irgend eines der einzelnen Räume zu bestimmen, ohne dieselben zu öffnen, was nicht immer räthlich ist; daher blieb nichts weiter übrig, als sämmtliche Räume stets so kalt wie irgend möglich zu halten. Das besagte elektrische Thermometer enthebt jedoch dieser Nothwendigkeit und macht es möglich, die Temperatur jedes der Räume eines solchen Gebäudes von außen her zu erkennen, und zwar sofort.

Aber auch in vielen anderen Beziehungen, im Fabrikleben, auf Kriegsschiffen (besonders in Pulvermagazinen derselben!) und anderwärts hat diese Einrichtung noch eine große Zukunft. Peary wird eines dieser Instrumente mit nach der Nordpol-Region nehmen, wo er es sehr erfolgreich zu verwenden hofft.

Das Freibillet.

Von E. Otten.

Weg, verloren! Unwiderruflich verloren war die unschuldige Fröhlichkeit meiner neunzehn Jahre, meines bislang sorgenfreien Lebens! Verschwunden, für immer! Am Tage keine Ruhe mehr, kein Appetit, des Nachts kein Schlaf, denn — ich war verliebt! Ich hatte „Sie" gesehen — „Ella"!

Herr des Himmels, wie viel Selterwasser habe ich damals getrunken! Das ging einfach literweise! Sie war nämlich eine „Kohlensaure Jungfrau" in einer der Trinkhallen im Park; dort pflegte ich dann des Abends zu stehen, während ich theils in Selterwasser, theils in Liebe schwelgte. Und wenn es nur wenigstens keinen Himbeersaft gegeben hätte! Ich kann nichts Süßes vertragen und dennoch hätte ich um alles in der Welt nicht „Ja" gesagt, wenn die Angebetete meines Herzens mich frug: „Selter ohne?" Unser Gespräch pflegte meistens denselben Verlauf zu nehmen; wenn ich kam, lachte sie stets. Und so konnte ich unsere Unterhaltung jedesmal mit der mehr oder weniger geistreichen Frage einleiten:

„Warum lachen Sie eigentlich, mein Fräulein?"

„Weil ich mich freue, daß Sie kommen."

„Ach was! Das wird wohl einen anderen Grund haben!"

„Sie lassen das Wasser ganz warm werden," mit dieser Bemerkung pflegte sie sich dann der Beantwortung dieser etwas mißlichen Frage zu entziehen.

„Oh ja — mein Selterwasser — brrr!"

Das war nun aber einmal nicht zu ändern. Und übrigens thaten die Helden aus der Ritterzeit für die Dame ihres Herzens noch ganz was anderes, als daß sie ein paar Glas Himbeerlimonade mit Selterwasser tranken.

Nach und nach wurde sie vertraulicher und ich kecker; manchmal wagte ich es sogar, ihr einen schüchternen Beweis meiner Zärtlichkeit zu geben, eine versteckte Anspielung auf meinen Gemüthszustand vom Stapel zu lassen. Sie konnte bei derartigen Anlässen so recht seelenvergnügt schmunzeln; ich hielt das für ein gutes Zeichen und glaubte mich bereits für ihren bevorzugten Liebhaber halten zu dürfen. Aber wie ganz anders wurde mir zu Muthe, als ich, eines Abends an dem Häuschen vorübergehend, einen Briefträger davor stehen sah, der augenscheinlich in ein sehr eifriges und sehr vertrauliches Gespräch mit „seinem" Schatz vertieft war. Ich kam fast um vor Eifersucht; aber ich zwang mich zur Ruhe und behielt das Pärchen scharf im Auge. Wenigstens eine Stunde lief ich in der gegenüberliegenden Allee auf und ab. Wie die Beiden sich amüsirten! Um zehn Uhr schloß sie die Bude; Beide traten hinaus, stiegen in die Pferdebahn und fuhren davon. Ich stand da, dem davonrollenden Wagen stumpfsinnig nachblickend. Die Erinnerung an das, was damals in meinem Gemüth kochte, wühlte und brauste, läßt mich noch heute erschauern.

Endlich ging ich heim, und dort, innerhalb meiner vier Wände, ließ ich meinen Wuthausbrüchen freien Lauf! Der Schurke! Der Elende! Alles kochte in mir. Meine rollenden Augen erblickten einen alten Schläger, der an der Wand befestigt war. Ich riß ihn herunter sausend fuhr die Klinge durch die Luft. Jeder Hieb zehn todte Briefträger. Zitt're, königliche Reichspost!

Zwei Tage blieb ich der Treulosen fern. Am dritten kehrte ich zu ihr zurück. Sie begrüßte mich, als sei nicht das Geringste vorgefallen, nur wunderte sie sich darüber, daß ich mich so lange schon nicht mehr hatte blicken lassen; wo ich doch nur gesteckt hätte? — So 'ne Schlange, mochte da kommen, was wollte — ich mußte Gewißheit haben: „Wer war jener Briefträger?"

Einen Augenblick schien sie verstört, gleich darauf aber begann ein vielsagendes Lächeln um ihre Lippen zu spielen. „Das — das war mein Bruder, der mich abholte. Er thut das sehr häufig!" Sie sagte es mit einer solchen Bestimmtheit und dabei so unschuldig, flott und arglos, daß ich an der Wahrheit ihrer Worte unmöglich hätte zweifeln können! Ach, wie innig bat ich, die Reine, die Anbetungswürdige, mir zu verzeihen, daß ich so mißtrauisch hatte sein können. „Ihr Bruder! Jauchze auf, befreite Seele, ihr Bruder!"

An jenem Abend trank ich noch 'mal so viel wie sonst. Die Folgen davon waren nicht gerade sehr angenehm, aber was hatte das zu sagen angesichts der Gewißheit, daß es „nur" ihr Bruder war. Am nächsten Tage, nachdem meine Erstase nach und nach einer ruhigen Ueberlegung Platz gemacht, hatte ich einen guten Einfall. Ich beschloß nämlich beim ersten besten Wiedersehen auf die Begleitung ihres Bruders anzuspielen und ihr mit einer kühnen Wendung meinen Schutz für den Heimweg anzubieten.

Gedacht — gethan. Aber es ging nicht so leicht, als ich gedacht hatte. Nein, nein! Das war unmöglich. Die Pferdebahn hielt fast direkt vor ihrem Hause und ihr Vater war so streng!

„Ach wirklich, ist der so streng?"

„Und wie! Er bekleidet nämlich eine öffentliche Stellung, wissen Sie."

„So?" sagte ich theilnehmend. „Und wo denn, wenn man fragen darf?"

„Er ist bei einem großen Unternehmen angestellt. Aber Sie müssen nicht so furchtbar neugierig sein", fügte sie ziemlich kurz angebunden hinzu.

Ich ließ mich indeß nicht so leicht entmuthigen, und beschloß, einem verzweifelten Spieler gleich, alles auf eine Karte zu setzen. Ich wagte den Schlag.

„Könnten wir nicht 'mal zusammen einen Ausflug machen, nach Wannsee z. B. oder nach dem Grunewald oder wohin Sie sonst gern möchten?"

„Das ist leider auch unmöglich; in der Woche bin ich immer hier beschäftigt und Sonntags . . . muß ich immer mit meinen Eltern spazieren gehen."

Schon war ich im Begriff, alle Hoffnung aufzugeben, als meine Dulcinea selber Balsam auf die Wunde legte, indem sie fortfuhr:

„Aber Sie könnten mir doch gelegentlich ein großes Vergnügen machen; nehmen Sie mich 'mal mit in's Theater. Ich will versuchen, mich für einen Abend frei zu machen; ich habe eine Freundin, die mich gewiß gerne vertreten wird. Ich meine, Sie hätte mir 'mal gesagt, daß Sie häufig Freibillets bekommen können. Also, wäre Ihnen das recht?"

Natürlich war es mir recht und die Sache mit den Freibillets stimmte auch, denn ich hatte einen Freund, der Theaterregisseur war und daher fast immer über Freibillets verfügen konnte.

Ich ging also zu ihm und er hatte gerade ein paar Billets da, die er mir mit Vergnügen überließ. Eines derselben gab ich früh Morgens, mit ihrer Adresse versehen, auf die Post; sie mußte es dann noch im Laufe des Vormittags erhalten und konnte also in aller Gemüthsruhe die nöthigen Maßregeln treffen.

Mit zwei rothen Rosen in der Hand, erwartete ich sie Abends eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung am Eingange des Theaters; allmälig begann das Haus sich zu füllen, allein sie erschien nicht. Möglicher Weise hatte ich sie, trotzdem ich wie ein Falke nach ihr ausgeschaut, doch übersehen; ich betrat deshalb den Theaterraum — sie war nicht da. Dann wieder hinaus vor die Thür — sie kam nicht. Endlich setzte ich mich auf meinen Platz, denn die Vorstellung konnte jeden Augenblick ihren Anfang nehmen. Meine Rosen zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Einzelne der Theaterbesucher lächelten vielsagend, andere wieder neidisch, manche sogar mitleidig.

Es klingelt — der Vorhang geht in die Höhe — und in demselben Augenblicke zwängt sich ein großer dicker Herr mit einem schwarzen Backenbart und barschem Gesicht durch unsere Reihe und läßt sich, behaglich knurrend, auf dem für meine Angebetete bestimmten Platz nieder.

Anfangs ließen mich Erstaunen und Entrüstung verstummen. Anstatt einer bezaubernden jungen Dame ein häßlicher alter Brummbär! Allmälig aber faßte ich Muth. Es konnte sich hier entschieden nur um ein Mißverständniß handeln, das sich um jeden Preis aufklären mußte, da ich noch immer hoffte, daß Ella sich wohl nur ein klein wenig verspätet habe und noch kommen werde.

„Verzeihen Sie, Sie haben wohl irrthümlich einen falschen Platz eingenommen?" begann ich höflich.

Der Dicke sah mich mißtrauisch an und — schwieg. Darauf wandte er sich ruhig wieder der Bühne zu.

Ich wiederholte also den Anfall, diesmal etwas kräftiger: „Verzeihen Sie, Sie sitzen auf einem verkehrten Platze."

Diesmal ignorirte er mich vollkommen.

Die neben und um uns herum Sitzenden begannen aufmerksam zu werden. Einer zischte.

Der Dicke sah mich wüthend an, schüttelte den Kopf, wühlte mit zwei Fingern in der Westentasche herum und förderte endlich einen zerknitterten Zettel zu Tage, den er mir dicht unter die Nase hielt.

Das war mein Billet, mein Freibillet! Ich erkannte es auf den ersten Blick! Das ging denn doch zu weit! Wie kam jener Mensch dazu?

Plötzlich ging mir ein Licht auf: gewiß hat sie es verloren und er hat's gefunden. Jawohl, so mußte es sein.

„Mein Herr!" raunte ich ihm so leise zu, als es mir bei der Wuth, die in mir kochte, nur möglich war. „Das ist mein Billet. Sie haben es gefunden . . ."

„Teufel auch, Sie fangen an, mich zu langweilen," brüllte plötzlich der Dick mit Stentorstimme. Die Wirkung dieses Anrufes war eine entsetzliche.

„Sssst! Ruhe! Raus! Mund halten!" so brach es von allen Seiten wie ein Sturmwind los.

Da erscheint ein Schutzmann.

„Meine Herren, darf ich Sie bitten, mir zu folgen!"

Das Herz klopfte mir bis in den Hals hinein. Spießruthen laufen kann nicht schlimmer sein, als an all' diesen höhnischen neugierigen Gesichtern vorübergehen zu müssen! Draußen stand der Director, der unsere Billets zu sehen wünschte und sie sofort als Freibillets erkannte.

„Nun, meine Herren, Sie hätten sich aus Dankbarkeit für die Freibillets wohl anständiger betragen können," sagte er wüthend.

Auf den Dicken übte das Wort „Freibillet" eine Wirkung aus wie ein rothes Taschentuch auf einen wilden Stier. Wüthend fuhr er auf: „Was, Freibillet? Ich habe kein Freibillet! Ich habe mein Billet bezahlt!"

Der Director lächelte ungläubig.

„So, so! An wen sind diese Billets gestern abgegeben worden?" frug er den Cassirer.

„An den Berichterstatter des „Glühlichts"," antwortete dieser, nachdem er in seinem Buch nachgeschlagen hatte.

„Ja, das stimmt, von dem habe ich sie auch bekommen," fuhr es mir heraus.

„So!" sagte der Director darauf wieder. „Aber wie kommt dieser Herr denn zu dem seinigen?"

„Das . . . das . . . das hatte ich verloren," stotterte ich.

„Das ist wohl möglich, aber ich habe es von einem Kellner bei Bauer gekauft und noch Aufgeld obendrein bezahlt", warf der Dicke ein.

„Hm, ich werde die Sache untersuchen lassen," versprach der Director. Eine sehr trostvolle Aussicht für mich. Das fehlte mir noch. Wenn die Sache aufgeklärt wird und mein Freund dann erfährt, welchen Gebrauch ich von seinen Freibillets gemacht habe . . . .

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

Hätte er diese Frage wenigstens nur zuerst an mich gerichtet, dann wäre ich dem entsetzlichen Menschen, der mich fortwährend mit wüst rollenden Augen anglotzte, höchst wahrscheinlich entkommen. Nun war er vor mir draußen und erwartete mich natürlich auf der Straße.

Kaum hatte ich meine Rosen wüthend auf den Boden geschleudert, als er auch schon auf mich losstürzte.

„Mein Herr! Was hat das alles zu bedeuten? Ich möchte wohl 'mal wissen. . . ."

„Lassen Sie mich zufrieden," brummte ich ihm zu.

„Nein, ich verlange eine Erklärung von Ihnen."

„Die möchte ich selber gerne haben!"

„Nun machen Sie sich nur nicht obendrein noch lustig über mich; ich warne Sie, verstanden?" sagte der Dicke drohend mit unheilverkündendem Zorn.

Plötzlich kam mir ein guter Gedanke. Ich sah auf meine Uhr. Um 10 Uhr wird der Kiosk geschlossen. Also noch massenhaft Zeit.

„Gut, kommen Sie dann nur mit," rief ich, den Weg nach dem Park einschlagend. Und der Dicke hinter mir her.

Das erste, was ich sah, war der Briefträger, der im Kiosk saß und in ein sehr vertrauliches Gespräch mit Ella vertieft war. Aber darauf pfiff ich was! Noch ein paar majestätische Schritte und ich stand vor ihr.

„Was haben Sie mit dem Billet gemacht?"

Sie erschrak nicht wenig, als ich so plötzlich vor ihr auftauchte, erholte sich indessen gleich wieder.

„Beruhigen Sie sich gefälligst! Was fällt Ihnen nur ein, Einem einen solchen Schrecken einzujagen! Was ich mit dem Freibillet gemacht habe? Darüber brauchen Sie nicht einen solchen Spektakel zu machen! Ich konnte es leider nicht benutzen, da es meiner Freundin unmöglich war, mich heute Abend zu vertreten, und da habe ich es meinem Vater gegeben!"

„So! Und wie kommt es denn zu einem Kellner bei Bauer?"

„Das — das ist mein Vater!" antwortete sie.

Diese Erklärung überraschte mich allerdings nicht wenig. Und das nannte sie: eine öffentliche Stellung!

„Sagen Sie 'mal, wenn Sie vielleicht meine Braut noch mehr zu fragen haben, dann eilen Sie sich, bitte, ein wenig!" sagte der Briefträger ironisch.

Sprachlos starrte ich ihn an. Seine Braut! Das war also der Bruder! Hatte ich dafür soviel Selterwasser mit Himbeersaft . . .

„Ha! ha! ha!" lachte ich höhnisch. „Ihre Braut?"

„Ja; finden Sie das etwa so lächerlich? 's ist Ihnen wohl nicht recht?" sagte der glückliche Liebhaber.

„Ach, mein liebes Fräulein, würden Sie wohl so freundlich sein, mir ein Glas Selterwasser zu geben? Ich verschmachte vor Durst," ließ sich plötzlich die zuckersüße Stimme des Dicken hören, der bis jetzt die Entwicklung des Dramas schweigend und mit größtem Interesse verfolgt hatte.

„Gewiß, mein Herr! Ihnen vielleicht auch etwas gefällig?" wandte sich die Schöne nun boshaft zu mir: „Zur Abkühlung!"

„Danke bestens: Adieu!"

Mit diesen Worten machte ich mich aus dem Staube — um eine Erfahrung reicher, wie ich mir zum Trost — allerdings zu einem sehr zweifelhaften — klar zu machen versuchte.

Und ein paar Tage darauf erhielt ich einen Brief von meinem Freunde— zweite Erfahrung — der mir schrieb, daß er mich, nach dem eigenartigen Gebrauch, den ich von seiner Liebenswürdigkeit gemacht, dringend ersuchen müsse, ihn in Zukunft mit Anfragen um Freibillets zu verschonen.

Und noch eine dritte Erfahrung sollte ich machen. Als ich später wieder einmal in's Theater ging, allein und ohne Rosen — wen sah ich da in einer Loge? — Meine Dulcinea, und neben ihr — den dicken Bullenbeißer!

— Moderne Mitgift. Bewerber: „Und was bringt mir Ihre Tochter in die Ehe mit?" Vater: „Den Titel Doktor der Philosophie."

— Sympathischer Anklang. Schaffner: „Hier ist ein Rauchcoupé." — Gebirgler: „Haben S' vielleicht auch a — Raufcoupé?"

Der Grippe specifisches Heilmittel.

Die Grippe tritt wieder epidemisch auf. Alle Aerzte wissen, daß sich dieselbe in Folge von Erkältungen entwickelt. Sie greift stets die schwachen Punkte des menschlichen Systems an, darin liegt eben das gefährliche dieser Krankheit.

Dr. August Koenig's Hamburger Brustthee

ist mit solch großem Erfolg gegen dieses schmerzhafte Leiden angewandt worden, daß viele Aerzte dessen Werth schätzen und denselben häufig verschreiben. Er wärmt das Blut, beruhigt die Nerven, lindert den Reiz, stärkt das ganze System und beseitigt dadurch die Krankheit.

Notiz!—Nur in Original-Packeten verkauft, und der echte hat die Unterschrift von Dr. August König auf jedem Umschlage. Er wird niemals lose verkauft.

Freedom and sunshine are not more welcome to one who has been languishing in prison than the relief and comfort given by

R·I·P·A·N·S TABULES

Every symptom of headaches, backaches, biliousness, dizziness, constipation and other derangements leaves at once when Ripans Tabules come to the rescue. These Tabules reach the root of such disorders. The stomach is toned and strengthened, the liver receives a gentle stimulus, the bowels are regulated—thus aiding regularity in all the functions. The whole physical being is renovated and re-inforced by the capacity to expel waste and receive nourishment. All people of sedentary or confining occupations—men or women—will ensure better digestion, clearer minds, and increased power of application and enjoyment by the use of Ripans Tabules.

LAXIR BON-BONS **Cascarets** KURIEREN VERSTOPFUNG REGULIEREN DIE LEBER

Big 4 Route.

6 Züge

— nach —

Shelbyville, Greensburg

— und —

Cincinnati

2 45 Vorm täglich; 4 15 Vorm. täglich; 7 Vorm. mit Ausnahme von Sonntag; 10 50 Vorm. mit Ausnahme von Sonntag; 2 45 Nachm. täglich; 6 20 Nachm. täglich.

Verbindung im Union Bahnhof mit

Q. & C., L. & N., B. & O. S. W. und C. & O.

nach allen Richtungen

südlich, südöstlich und östlich.

Schlafwagen nach Washington an dem täglich um 6.20 Nachm. abfahrenden Zug. Für Tickets und volle Auskunft spreche man vor in der Big Ticket Office, No. 1 Ost Washington Straße und Union Bahnhof.

H. M. Bronson, A. G. P. A.

Die populäre MONON ROUTE ist die beste Linie nach

CHICAGO.

—Vier Züge!—

Verlassen Indianapolis	*7 00 Vm	11 50 Vm
	*3 55 Nm	11 55 Nachts
Ankunft in Chicago.....	12 00 Nm	6 55 Abends
	*8 40 Ab	7 35 Vm
Züge treffen hier ein....	3 30 Vm	7 55 Vm
	*2 40 Nm	4 37 Nm

* Täglich ausgen Sonntags.

—Die neuesten verbesserten—

Vestibule Wagen, Wagner Schlafwagen

— elegante —

Parlor-Wagen und Eßwagen.

Lokal-Schlafwagen in Indianapolis liegt um 8 30 Abends bereit, Verläßt Chicago 2 45 Morgens. Kann jeder Zeit nach 9 30 Abends benützt werden.

Ticket-Offices: 25 West Washington Straße, Union Bahnhof, Massachusetts Ave. Bahnhof und 22. Straße.

Frank J. Reed, Genl. Pass. Agent.
W. H. McDoel, Vice-Präs. und Genl. Mgr.
Chas. H. Rockwell, Traffic-Manager.
Geo. W. Hayler, Dist. Pass. Agent.

Cincinnati Züge!

C. H. & D. R. R.

Abfahrt Indianapolis		Ankunft Cincinnati	
Abfahrt	8 45 Vm	Ankunft	7 30 Vm
"	8 05 Vm	"	11 30 Vm
"	*10 45 Vm	"	*2 35 Vm
"	*2 45 Nm	"	6 00 Nm
"	4 45 Nm	"	7 45 Nm
"	7 00 Nm	"	10 50 Nm

Dayton Züge, C. H. & D. R. R.

Abfahrt Indianapolis		Ankunft Dayton	
Abfahrt	8 05 Vm	Ankunft	12 00 Vm
"	*10 45 Vm	"	*2 35 Nm
"	*2 45 Nm	"	6 20 Nm
"	4 45 Nm	"	7 55 Nm
"	7 00 Nm	"	11 00 Nm

Toledo & Detroit Züge.

C. H. & D. R. R.

Abfahrt Ind'pls:	Ankunft Toledo:	Ankunft Detroit
Abfahrt *10 45 Vm	Ank'ft *3 45 Nm	Ank'ft *8 40 Nm
" 7 00 Nm	" 4 00 Vm	" 6 15 Vm

*) Ausgenommen Sonntags.

Ticket-Offices: Union Station und No. 25 West Washington Straße, Ecke Meridian.

Geschäfts-Wegweiser

— von —

Indianap